

Vergeltung.

Ein Humoreske aus dem Stübchenleben. Von Martin Behrend.

In der Studentenstube. Zum blauen Häring ging es lebhaft zu. Die Stammtischgesellschaft hatte sich in zwei Lager getheilt, welche das hochwichtige Thema, wie der angebrochene Nachmittags und der daran hängende Abend am besten zu zubringen sei mit großer Energie bebandelten.

Schnurks, ein biederer Mecklenburger und mein spezieller Freund, hatte den Vorschlag gemacht, gemeinsam in den seit etwa vier Wochen etablierten Circus zu gehen, um der heute stattfindenden Abschiedsvorstellung beizuwohnen.

Schnurks jedoch, ein U-Berliner, war gegen diesen Vorschlag und bezeugte sich, Stimmung für eine Spritztour in die Umgegend der Stadt zu machen.

Beide Wortführer hatten für ihre Vorschläge stichhaltige Gründe, die nun gegenseitig in's Gesicht geföhrt wurden, so daß sich die Redebühne in's Unendliche zu verlieren drohte, als einer von der Tafelrunde auf den glücklichen Einfall kam, das Loos entscheiden zu lassen.

Mit lautem Jubel wurde dieser Vorschlag angenommen und alsbald zur That gemacht, und siehe da, Schnurks hatte Glück, das Loos entschied für den Besuch des Circus.

Es war, wie die Meisten von uns wußten, nicht das Interesse für die Leistungen, welche den Zuschauern im Circus abeten wurden, was Schnurks seinen Vorschlag hatte machen lassen, sondern das Ewigweibliche, hier die Schulkreiterin Riß Leona, war es, das ihn in den Circus zog.

Da nun zugleich mit der heutigen Abschiedsvorstellung das Benefiz für die Dame, welche das Herz meines Freundes Schnurks gehörte, war, so lag diesem ungemein viel daran, in einer imponierenden Begleitung von seiner Angebeteten im Circus gesehen zu werden. Das war ihm ja nun geblüht, und in einer seligen Stimmung zog er an der Spitze seiner Getreuen, die alle, gleich ihm, theilweise mit Kränzen, theilweise mit Blumenkränzen für die Benefizianten versehen, in den Circus ein.

Es war uns nicht leicht geworden, neben einander liegende Plätze zu erhalten, denn das Haus war sehr gut besetzt, da die heutige Vorstellung nicht allein Abschieds- und Benefizvorstellung zugleich war, sondern auch dadurch eine nicht unbedeutende Anziehungskraft ausübte, daß zum Schluß ein Pony verlost werden sollte.

Die einzelnen Vorstellungen fanden bei uns nur mäßiges Interesse, denn wir hatten bereits alle den Circus mehrere Male besucht, so daß uns nichts Neues geboten werden konnte.

Als jedoch die Schulkreiterin auftrat, wurde unser Interesse lebhaft geweckt. Schnurks hatte sich bei ihrem Erscheinen erhoben, und indem er sich Miße gab, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, warf er ihre prächtigen Kränze zu. Das war natürlich das Zeichen für uns, dem Beginn unseres Föhres nachzuföhren, und gleich darauf befand sich die Dame, der unsere Aufbuhung galt, in einem mahren Blumenreigen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickte Schnurks auf seine Angebetete, die wohl wußte, wer der Urheber all' dieser Liebeswürdigkeit war, es aber dennoch für gut befand, sich den Anschein zu geben, als sei ihr dieses nicht bekannt, und sich dankend vor der Corona verbeugend, Schnurks weiter gar nicht beachtete.

Der also übersehen bis sich auf die Lippen und sah freudig über innerer Aufregung auf seinem Blage.

Als dann nach der Produktion der Schulkreiterin eine größere Pause eintrat, begaben wir uns nach dem Restaurant, wo wir uns am schäumenden Weinstock gütlich thaten. Derjenige, der sich bei dieser Beschäftigung am meisten hervorthat, war Schnurks, der, so gar als das Klingelzeichen zum Wiederbeginn der Vorstellung erkündete, nicht zu bewegen war, mit in den Zuschauerraum zurückzuführen, sondern seinen Entschluß fundig, bis nach Schluß der Vorstellung hier auf uns zu warten.

Wir ließen unseren Kommilitonen daher, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß genügend Stoff vorhanden war, beurlaubt über sein Schicksal zurück, und begaben uns wieder auf unsere Plätze, mit großer Spannung auf den Akt, der sich bei Verlosung des Ponys entwickeln werde, harrend.

Schnurks hatte mir sein Loos gegeben, und ich hatte es mit dem Verprechen in Besitz genommen, ihm, sobald er der glückliche Besizer des Ponys werden sollte, hiervon Mittheilung zu machen.

Die Vorstellung war beendet, und nachdem die Kapelle einen rauschenden Bolzer gespielt hatte, begann die Verlosung.

Mit vielem Applomb wurde der Pony in die Manege geführt, und gleich darauf trat, von einem Stallmeister geführt, ein Knabe mit verbundenen Augen, der Sohn des Directors, herein, welchem das Ziehen der Nummern übertragen worden war.

Rautlose Stille trat ein, und gleich darauf erscholl die Stimme des Directors, der die geogene Nummer ausrief, durch den Raum. Nr. 2308 war die Glückszahl.

Alle sahen auf ihre Loose. Auch ich, und da, wahrhaftig, mir schwebelte, stand es mit schreiend roten Buchstaben auf schreiend gelbem Papier: Nr. 2308. Ich war also der „glückliche“ Gewinner des kleinen Pferdes, das da unten laut wispelnd den Sand mit dem Hufe idarrte, als habe es große Gile, in den Besitz seines neuen Herrn zu gelangen.

Mich ehre diese Ungeduld zwar, aber freuen that sie mich nicht. Was sollte ich mit einem Pferde, wenn auch noch so kleinen, beginnen? Wo sollte ich es unterbringen? Auf meiner Bude war kein Platz dafür. Womit sollte ich es ernähren? Ich lebte hauptsächlich von Bier und dann und wann einer festen Speise. Das war wohl für einen Studenten gut, einem Pferde würde eine solche Nahrung aber wenig vortheilhaft sein.

Diese Gedanken jagten mit Blitzschnelle durch mein Hirn. Ein guter Einfall kam mir jedoch nicht. Ich meldete mich also als den Besitzer des Pooles, flog unter dem Jubel meiner Kommilitonen in die Arena hinunter und empfing den Pony als Eigentum zugeschiedelt. Jetzt war guter Rath theuer.

Mit dem Pferde am Halfter unter fortwährenden höhnischen Gratulationen zog ich aus dem Circus heraus. Da kam mir aber plötzlich eine gute Idee. Ich hatte ja auch das Loos meines Freundes Schnurks, der konnte denn behaupten, daß die verhängnisvolle Nr. 2308 nicht die meines Bufenfreundes war? Außer mir Niemand. Da ich nun von meiner Seite durchaus keinen Rath zu föhren hatte, so entschloß ich mich kurz und wies alle die Gratulationen mit dem einfachen Bemerkten zurück, daß man sich, wenn man hoffe, eine Runde geschmissen zu bekommen, an Schnurks zu wenden habe. Der sei der Besitzer des Pferdes, denn auf seine Nummer sei der Gewinn gefallen.

Ein brausendes Hurrah war die Antwort auf meine Mittheilung. Ob man meine Lage merkte oder nicht, kann ich nicht sagen, denn ein ungewisses Etwas hielt mich davon ab, meine Freunde anzusehen.

Als Schnurks die ihm zugejubelte Mittheilung erfuhr, daß er Pferdebesitzer geworden sei, befand er sich in einer Verwirrung, in welcher man Alles im rasigsten Eilte auf sich einwirken läßt. Freudig dankte er mir für meine Liebenswürdigkeit, welche darin bestand, daß ich ihm die Treppen hinunter zu bringen, als die verfloßene Nacht hinaus; dafür befanden wir uns jetzt jedoch nicht in so unternehmender Stimmung als mehrere Stunden vorher. Aber dennoch konnte das Thier nicht hier bleiben.

Mit vereinten Kräften trugen wir also den Pony die vier Treppen hinunter, mußten jedoch sehr häufig Baufen machen, denn der Pony befand sich nach dem vorangegangenen großen Biergenuss in einer Raststimmung und bockte dann und wann, so daß wir gewungen waren, von unserem Transport zeitweilig abzulaufen.

Endlich, endlich, nach Verlauf einer Stunde waren wir mit unserer lebenden Last unten an der Hausthür angelangt. Freudig athmeten wir auf. Dann öffneten wir die Thür.

Do, was war das? Vor dem Hause stand eine Wuffkapelle, und Schnurks, mit einem Lauffloch bewaffnet, stand vor dem Thürl. Und kaum war Schnurks unserer ansichtig geworden, als er das wunderliche Lied: „Nun danket Alle Gott!“ spielen ließ.

Ueberrast und ärgerlich blieben wir stehen. Aber als seien wir Luft, so sah unser Feind über uns hinweg. Das Stück wurde zu Ende gespielt, und als wir jetzt aus dem Hause herausstrateten, wobei ich, als der „glückliche“ Besizer des Pferdes, dieses föhren mußte, ließ Schnurks mich einige Schritte vorausgehen und folgte mir dann mit aufopfernder Treue. Die Kapelle spielte jetzt: „Gott ist tot!“

So kam ich, meine Freunde hatten sich verrätherischer Weise von mir getrennt, endlich mit dem wie toll sich gebenden Pony in der Studentenstube an. Hier überlag ich das Pferd dem Wirth, der es endlich nach vielem Sträuben für kurze Zeit in Verwahrung nahm. Ich ließ mir Bier vorsetzen.

Aber kaum hatte ich den ersten Schluck gethan, als brausen wieder die Musik ein. Sie spielten dieses Mal: „Wer niemals einen Knauß gehabt.“ Ob diese Anspielung mir allein galt, weiß ich nicht. Schnurks konnte das sehr wohl auch auf sich beziehen. Jedenfalls ärgerte ich mich furchbar, was Schnurks ein teufliches Vergnügen zu machen schien, denn als ich während zum Fenster hinaus sah, grinst er mich höhnlich, aber gelassen an.

Nach Verlauf einer halben Stunde, währenddessen Schnurks seine Kapelle in ununterbrochener Reihenfolge gerade die Lieber, die ich, wie er wohl wußte, nicht lieben konnte, spielen ließ, kam ein Mann auf mich zu, der, vom Wirth geföhrt, sich bereit erklärte, mein Pferd zu kaufen. Freudig willigte ich ein und für zwanzig Mark ging der Pony in den Besitz seines neuen Herrn über.

Erleiderten Herzens begab ich mich in meine Wohnung, um etwas der Ruhe zu pflegen. Jedoch, kaum hatte ich mich auf das Sopha gelegt, als plötzlich aus dem nebenanliegenden Zimmer, welches bis vor wenigen Minuten noch unermesslich gewesen war, eine Höllenmusik anfing. Schnurks hatte in aller Eile dieses Zimmer gemietet und ließ seine Musikler mir von hier aus ein Ständchen bringen. Voller Entrüstung stürzte ich dort hinein. Als ich Schnurks jedoch, der vor einer Tonne Bier saß und sich fleißig einschmeichelte, vorwärts über sein Thun machte, erklärte er mir mit sanftem Lächeln, daß er in seinem Zimmer thun könne, was er wolle. Er habe unermesslich eine größere Geldsendung von seinem Vater bekommen und habe beschlossen, das Geld in Musik anzulegen. Von seinem ersten Entschlusse, eine große Kneipe für seine Freunde zu arrangieren, sei er seit heute Morgen abgelenkt.

„Mensch“, rief ich ihm zu, „Du wirst mich noch mit Deiner verrathenen Musik zum Hause hinausjagen, trotz meines großen Schlafbedürfnisses.“

„Was das Erste anbelangt“, erwiderte Schnurks, „so würde ich Dir raten, im Hause zu bleiben. Denn, wenn Du auch gehst, ich und meine Kapelle folgen Dir und solltet Du Dich gar entschließen, in's Kolleg zu gehen, so werden wir Dir auch dorthin folgen, so wahr Ihr mich Schnurks nennt. Was Dein Schlafbedürfnis jedoch anbelangt, so behauere ich lebhaft, keine Rücksicht darauf nehmen zu können. Ich habe beschlossen, mir in diesem Räume, wenigstens so lange ich Dich nebenaan weiß, etwas vorzuspielen zu lassen.“

Und mein Duldgeißel that, wie er versprochen. Bis zum späten Abend ließ er die Musikler spielen.

Endlich konnte ich einschlafen. Als ich am anderen Morgen spät aufwachte, lagen Rechnungen von der Wirthin Schnurks und vom Hauswirth dieser Dame auf dem Tische, welche für Beschädigungen, die von meinem Pferde verursacht waren, Entschädigungen verlangten. Es war eine nicht zu unterschätzende Summe.

Da ich sehr wohl wußte, daß, wenn ich nicht sehr bald zahlte, wie meine neuen Gläubiger sehr energisch in ihrem Verlangten verlangten, diese Anzeile an einem Orte machen würden, wo man mir überhaupt nicht sehr genogen war, so entschloß ich mich, trotz der ungünstigen Aussicht, die Freunde, welche mit bei der Pferdepartie gewesen waren, anzupumpen. Leider war meine Voraussehung richtig. Ich konnte keine zehn Mark zusammenbringen und über dreihundert sollte ich bezahlen.

Das Einzige, was meine Freunde für mich thun konnten, war, daß sie eine Abordnung zu Schnurks, der immer bei Kaffe war, schickten, um von diesem in corpore das Geld zu leihen. Die Abgeordneten kamen jedoch sehr bald mit dem Bescheid zurück, daß Schnurks auf unbestimmte Zeit verreist sei. Er habe jedoch seiner Wirthin den Auftrag gegeben, daß, wenn ich oder einer meiner Freunde ihn vielleicht zufällig in einer bringenden Angelegenheit sprechen wollten, sie bestellen solle, daß er uns herzlich grüßen lasse.

So rädte sich Schnurks für eine so harmlose Sache, wie die Beschichte mit dem Pony eine war.

zied Schnurks sich erst die Augen, dann die Glieder, die ihm, wie er treuerbegier bemerke, vertieftelt woch thoten. Dann sah er sich in seinem Zimmer um, und bemerkte jetzt erst den Pony, der statt seiner noch immer schlafend im Bette lag.

Ich kann gerade nicht behaupten, daß Schnurks' Gesicht intelligent aussah. Aber ein eigenthümliches Blitzen seiner Augen ließ darauf schließen, daß er auf Vergeltung sann.

Langsam ging er auf das Bett zu und hob die Decke ab. Himmel, wie sah die Lagerstätte aus! Der freundliche Lächer erlasse mir gütigst eine Beschreibung derselben.

Schnurks stand kopfschüttelnd vor derselben. Dann sprang er jedoch plötzlich nach der Thür, schloß diese ab und zog den Schlüssel davon.

Hierauf wandte er sich an uns, die wir jetzt mit langen Gesichtern im Zimmer herumstanden. „Ihr habt mir den Gaul auf meine Bude gebracht, jetzt werbet Ihr auch dafür sorgen, daß er die vier Treppen wieder herunter kommt; denn der Gaul gehört nicht mir. Oder,“ wandte er sich an mich, „kannst Du mir Dein Ehrenwort darauf geben, daß Du gestern Abend die Loose nicht verwechselt hast?“ Ich schwieg betreten. „Ich dachte es mir“, sagte Schnurks. Dann machte er schnell Toilette, setzte seinen Hut auf, schloß die Thür wieder auf, und ging, als seien wir gar nicht anwesend, zum Zimmer hinaus. An der Thür drehte er sich noch einmal um, und mit vielgesagtem Nicken sagte er: „Im Uebrigen danke ich Euch, daß Ihr mich gestern in meinem hilflosen Zustande nach meiner Bude gebracht habt. Ich bin natürlich vollkommenen Falles zu Gegenständen gern bereit.“ Ein leichtes Nicken mit dem Kopfe und fort war er.

Mit vereinten Kräften trugen wir also den Pony die vier Treppen hinunter, mußten jedoch sehr häufig Baufen machen, denn der Pony befand sich nach dem vorangegangenen großen Biergenuss in einer Raststimmung und bockte dann und wann, so daß wir gewungen waren, von unserem Transport zeitweilig abzulaufen.

Eine Aelierscene bei Rubens.

Von M. Ansat.

Meister Rubens hatte sich am Vormittag von seinen Schülern verabschiedet, um eine kleine Reise in unternehmender. Er sagte zu dem Ältesten, einem jungen talentvollen Künstler:

„Halt mir ein wenig Ordnung im Atelier, damit ich das junge Volk nicht herumwalze; föhre sie lieber in die freie Natur, damit sie lernen, ihre Geheimnisse zu entschlößen. Im Atelier könnt Ihr ja doch nichts Besonderes sehen. Studirt draußen das Leben, dann werdet Ihr echte Künstler werden.“

Rubens kannte die Gewohnheit seiner Jünger, wenn er den Räden lehrte, in das kleine Atelier zu schlüpfen, wo er die großen Bilder malte. Sie standen dann bewundernd vor seinen Arbeiten und hatten unter Umständen mehr Gewinn davon, die Pinselstriche des Meisters zu studieren, als der Natur ihre Geheimnisse abzulösen. Dies aber wollte der Meister in seiner Bescheidenheit nicht gelten lassen. Gegen die Uebergriffe der jungen Leute hätte er sich einfach schüden können, indem er den Schlüssel zu dem kleinen Atelier abzog und in die Tasche steckte. Das aber that er nicht. Er war dazu viel zu gutmüthig, viel zu vertrauenselig und gab sich seinen Schülern gegenüber mehr als Freund und Vaterher denn als strenger Lehrer.

Trotzdem nun die Schüler mit begehrter Liebe an dem Meister hingen, konnten sie es doch nicht über sich gewinnen, ihre dummen Streiche zu unterlassen. Sie waren eben jung, und die Jugend will ausgetobt sein.

Einer der wühesten unter den Schülern war der junge, kaum zwanzigjährige van Dyd. Er war toll und übermüthig, voll sprudelnder Laune und von unerschöpflichem Humor. Er redete voller Schelmenstreiche, und wenn er bei seinem Akt stand, oder wenn er einen Stubenslopf malte, immer machte er lustige Bemerkungen, sei es zu dem Körper des Aktens, sei es zu der Frage des Stubenslopfes, wie dies gerade vorlag.

Man hatte von Dyd sehr lieb. Da man ihn aber für einen losen Vogel hielt und von seinen Arbeiten eigentlich nicht recht viel sah, so glaubte man nicht, daß er jemals ein großer Maler werden würde.

Van Dyd that nichts, das Urtheil seiner Mitschüler und seines Meisters günstiger zu stimmen. Er war und blieb das „enfant terrible“ des Rubens'schen Ateliers.

In Grunde seines Herzens aber fühlte er doch ein gewaltiges Können, und wenn er sich einmal ganz ausgab, besonders beim Malen der Stubenslöpfe, so fanden seine Mitschüler um ihn herum und sie wunderten die naive Kraft seiner Zeichnungen und seiner Farben. Sie sagten sich dann: „Es kann doch noch was aus ihm werden.“

Als sie vor die große Staffelei traten, entrang sich ein bewunderndes „Ah“ ihren Lippen. Da stand das herrliche Bild „Christus und die Ueberehrung“, theilweise noch in der Uebermalung, theilweise schon ganz vollendet. Der Meister hatte zuletzt an der Figur der Ehebrecherin gemalt, und Schulter und Arm waren noch feucht. Sie suchten sofort nach den Stützen, die sie auch bald fanden, und bewunderten die Zeichnung und stritten über die Komposition.

Aber ein ernstes Gespräch war nicht lange anrecht zu erhalten; denn der lustige van Dyd, dem der Sonnenschein viel zu hell drauhen schien und die Schwalben viel zu fröhlich zwitscherten, schlug vor, das Atelier zu verlassen und drauhen die Natur zu studieren.

„Ach was! Unsinn!“ rief ein kleiner, etwas verwackelter Schüler. Er war rothhaarig und aus Brüssel. Reicher Leute Kind, konnte er's sich leisten, bei Rubens Unterricht zu nehmen. „Wir bleiben hier und studieren an des Meisters Bildern, da können wir mehr sehen, als drauhen.“

„Du kleiner Affe, was verstehst Du denn überhaupt von Kunst!“ sagte van Dyd.

„Dho!“ rief der Kleine, „vielleicht mehr als Du, aus Dir wird im Leben doch nichts als ein Hanswurst.“

Da padte van Dyd den Kleinen, hob ihn auf die Schulter und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

„So siehst Du, nun hat der Hanswurst auch sein Recht.“

Alle lachten. Van Dyd ließ den Kleinen herunter, der aber nahm einen Maßstod und schlug nach dem Uebermüthigen. Dieser wich aus, und der Kleine, der bei der Wucht des Schlags das Uebergewicht verloren hatte, stolperte an die Erde. Dabei fiel er so unglücklich, daß das neue Bild überkippte und mit der gemalten Seite vorwärts auf ihn herunterfiel.

Die Hand Jesu war vollständig verunstaltet, und die ganze Gestalt der Ehebrecherin ein grauweißer Farbfleck.

Nachlos standen die Unglücklichen herum. Sie wußten nicht, was sie anfangen sollten. Der Meister hatte noch so eindringlich gewarnt, sich herumzubalancieren, und doch war es wieder geschehen! Aber an Allem war dieser van Dyd, dieser übermüthige Patron schuld. Das wollten sie auch dem Meister sagen, und er sollte seine richtige Strafe dafür bekommen.

„Du bist ein Unglücksvogel, Anton“, sagte der Aeltestere zu ihm. „Kein Tag geht vorüber, ohne daß Du irgend etwas anstellst. Dießmal aber wird Dir der Meister sicher nicht verzeihen.“

„Was ist nur so Gefährliches geschehen?“ sagte van Dyd und lächelte. „Ein Bild ist verunstaltet. Nun gut, unangenehm ist die Sache ja, aber wenn Du nichts sagst, der Meister braucht davon nichts zu merken.“

„Dho“, höhnte jetzt wieder der Kleine, „Du wüßtest es wohl nachmalen?“

„Gemeinlich will ich das, und Ihr sollt gleich sehen, wie!“

Van Dyd stellte sich an die Staffelei. Mit einem weichen Lappen und etwas Terpentinöl war die frische Farbe halb hinweggeräumt, und nun nahm er die auf dem Stuhl liegende Palette des Meisters, suchte sich die Stizze heraus und wollte anfangen zu malen. Indem klopfte es an der Aeltestertür.

„Wer ist drauhen“, fragten die Schüler.

„Eine Damensstimme antwortete: „Ich!“

„Ich kann Jeder sagen“, erwiderte van Dyd, „der Meister ist nicht zu Hause.“

„Ja, das weiß ich. Ich habe auch nur mein Tuch vergessen, das ich mir holen will.“

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin das Modell zur Ehebrecherin.“

Wenn wir Dich empfehlen, dann wird der Meister schon Ja sagen.“

„Zwischen hatte ich Letzt, so hieß das Modell zur Sitzung bereit gemacht, und van Dyd begann zu arbeiten. Und wirklich, es hätte ihm Niemand zugehört, nach einigen Stunden war der Schabak wieder einstmäßig gemacht.“

Drauhen war die Sonne schon ziemlich tief gesunken und der Abend fast herein gebrochen. Im Atelier, das stierlich hoch lag, hatte man das Scheiden des Lichtes noch nicht so bemerkt.

Am andern Tage herrschte eine sehr schwüle Stimmung. Es war van Dyd und seinen Kollegen doch etwas beklemmend. Sie sahen der Ankunft des Meisters mit großer Besorgnis entgegen.

Rubens, der von seiner Reise ziemlich spät nach Hause gekommen war, hatte gegen seine Gewohnheit lange geschlafen und erschien erst ziemlich spät im Atelier. Er ging zuerst zu seinen Schülern, betrachtete sich ihre Arbeiten, verbesserte hier und da, dann wandte er sich nach seiner kleinen Werkstatt.

Die Schüler hielten inne mit Malen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich hörten sie Rubens in seinem Atelier rufen:

„Was ist denn das? Heiliger Lucas! Was habe ich denn da gemacht?“

Und nun schoben sich die Teppiche auseinander und Rubens erschien wieder im Schüleratelier.

„Kommt einmal her!“ rief er. „Knechtlich und langsam folgten sie dem Rufe des Meisters.“

Ihr seid gestern nicht Naturstudien malen gegangen?“ wandte er sich fragend an den Aeltesteren.

„Rein, Meister!“

„Aber Ihr habt Euch in meinem Atelier herumgesehen?“

„Ein unglücklicher Zufall —“

„Ein unglücklicher Zufall; wenn mich nicht Alles täuscht, steht der Tolkopf, der von Dyd, wieder dahinter.“

„Ja, van Dyd, van Dyd, van Dyd“, schrien alle durcheinander.

„Nun, wie ist's! Erzähle, van Dyd.“

„Ja Meister“, kam es sehr kleinlaut heraus, und van Dyd trat einen Schritt rückwärts, als ob er sich fürchte.

Athemlos standen die Andern da. Jetzt mußte doch das Donnerwetter losbrechen. Aber nichts davon geschah. Rubens blieb ruhig. Er legte seine Palette und Pinsel auf die Hand, trat auf den mit zusammengeschlossenen Lippen das stehenden van Dyd zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Mein Sohn, wenn Du diesen Arm und diese Schulter gemalt hast, kannst Du bei mir nichts mehr lernen. Geh' nach Italien, die Werke der Alten werden Dir bessere Lehrmeister sein als ich.“

Farbenwechsel.

Wie man blond wird, das erzählt die bekannte Pariser Operettendiva Willy Meyer, die blonde Meyer, wie sie gelegentlich genannt wird. „Ich will ein Geheimniß verrathen“, schreibt sie, „ich bin gar nicht blond, d. h. jetzt bin ich es, aber ich war eigentlich braun. Wie ich aber blond wurde, das ist eine eigenthümliche Geschichte. Ich sollte im Operetten-Theater im „kleinen Herkog“ debütieren. Es war Generalprobe des Stüdes angelegt. Natürlich im Costüm. In meinem Leben hatte ich mich noch nicht geschminkt, und deshalb trug ich beim ersten Male etwas dick auf. Man behauptet, ich thue das jetzt bei meinen Rollen, doch das will ich nicht entscheiden. Ich schminkte mich also — na, unbeschreiblich, nicht zum Sagen, die Wangen sinnenoberthoch, als Augenbrauen zwei schwarze, bide Striche, der Mund war wie der einer Reglerin. Dazu setzte ich eine dunkle Perrücke auf, deren Haarschle mit dem Kopf nach rückwärts jagt. So kam ich auf die Bühne.“

„Am Gotteswillen, wer ist denn das?“ sagte König, der damals mein Director war.

„Was ist denn das für'n verrückt gewordene Vogelsgeschicht?“ rief Orestin und schlug die Hände zusammen.

„Aber ich bin's doch, Willy.“

„Du?“ rief Orestin, „und so willst Du spielen? Gleich kommst Du her!“

„Und auf mich zu reiten, rieb er mit seinem Tischtuch sofort die Schminkte ab.“

„So“, sagte er dann, „und jetzt kommst Du mit mir“, und er zog mich mit sich in die Garderobe. Dort nahm er mir die Perrücke ab und ließ plöglich fort, um mit einer blonden Perrücke zurückzukommen.

„Ach, nur nicht blond“, rief ich, „das ist ja fad!“

„Er aber ließ keine Weigerung gelten. „Famos“, sagte er, als die Perrücke sah. „So, und jetzt gehst Du, und wenn Du Glück haben willst, so folgst Du mir und wirst überhaup blond.“

Mein Erschauern auf der Bühne erregte Sensation. Nicht nur bei der Probe, auch bei der Vorstellung. Die Blätter sprachen alle von dem „blonden Stern“. Willy Meyer, und — ich beschloß blond zu werden, absolut blond. Ein Freizeiter nahm mich in die Arbeit, und nach acht Sitzungen war ich blond, so blond, wie ich jetzt bin und ich nie geglaubt hatte, zu werden.“

Satal.

Von Ihnen hab' ich schöne Sachen gehört!“ ruft ein Komponist dritten Ranges auf der Straße einem Bekannten zu. — „Ich von Ihnen nicht!“ antwortete der Schlagfertige plittsch.

Unnütze Frage.

Richter: „Angeklagter, räumen Sie ein, den Diebstahl begangen zu haben?“ Angeklagter: „Ad räume überhaupt nie war in, id räume bloß aus!“